Die Rettung.

Skizze von Sophie Hoechstetter.

Ulla Rehmer schritt über den Flur des Obergeschosses, wartend, daß der Vater sie rufen ließe. Da hörte sie unten Türen gehen und den Klang einer sympathischen jungen Stimme, und dann war ein Geräusch am Kleiderständer, Klappen der Haustüre, das Aufurren eines Motorrades. Ulla eilte die Treppen hinab. „Wie, Papa, das ging so rasch?“ Der Oberstleutnant Rehmer lachte trocken auf: „Ich hatte ja schon geschrieben, der Herr möge sich nicht bemühen. Ich verpachte das Vorwerk nicht für eine Fuchsfarm.“ Und er polterte aus dem Hause.

Ulla stand verfröstelt im Flur. Wieder nichts! Wieder die zerstörte Hoffnung, daß in den verarmten kleinen Gutsbetrieb ein Aufschwung käme und in die Einöde des Daseins ein Mensch. Sie seufzte, machte ein paar ziellose Schritte und sah dann eine Zeitschrift auf der Diele liegen. Vermutlich war sie dem Fremden aus der Tasche gefallen. Sie nahm das schmale Heft wie einen Gruß aus der Welt mit in ihr Zimmer. Ulla blätterte, blieb an einer Ueberschrift haften „Geduld bringt Rosen“ und las weiter: „Lebenslauf von 1900: Sie pflegte ihre todgeweihte Mutter, sie erzog ihre jüngeren Geschwister, und nachdem diese das Haus verlassen hatten, betreute sie den vereinsamten Vater bis in sein hohes Alter, schlug infolge väterlichen Widerspruchs eine leidliche Heirat aus, und als der Vater alle Geschäfte abwärts führte, wollte sie endlich mit ihrem Rest von Energie eingreifen. Da lallte der Alte: ‚Du willst mir etwas sagen? Du bist doch nur meine Tochter und hast nicht einmal einen Mann.‘“

Ulla schleuderte das Heft fort, als kröche eine alte Spinne daran.

Dann warf sie sich in einen Mantel und lief ins Freie. Am späten Herbsthimmel trieben Wolken.

Die Krähen flatterten schreiend von verlassenen Feldern auf, erfüllten die Luft wie dunkle Fetzen eines Brandes. Ulla starrte über die eintönige Landschaft hin. Fern stürzten Wälder zu Tal. Soweit der Blick reichte, war keine Ortschaft. Hier lebte sie nun schon viele Jahre. Sie stand im kalten Wind und wartete. Aber es kam nichts als die Dämmerung.

Nach dem Abendbrot mußte sie mit dem Vater „Sechsundsechzig“ spielen. Sie sah auf sein schönes, nur durch Mißmut entstelltes Gesicht und rätselte: Was hat ihn, den Fünfziger, so alt und böse gemacht? Tausende von Berufsoffizieren trugen sein Schicksal. Auch dieses, daß Kinder sich dem Zeitgeist anpaßten. Sie spielte mechanisch Karten aus, sann nach: Gab es sonst noch etwas im Leben des Vaters? Manchmal schrieb er geheimnisvoll einen Brief. Vor ein paar Wochen wieder, denn er ging seitdem dem Briefträger täglich entgegen. Aber es kam wohl nie Antwort. „Papa“, begann sie endlich mit schnellem Entschluß, „ich müßte jetzt bald zur Universität. Du arbeitest hier mit Unterbilanz.“ Der Oberstleutnant fuhr wütend auf: „Ich will von dem Treiben dieser Zeit nichts wissen. Und was soll Dir ein Examen? Alle Berufe sind überfüllt. Du hast Deine Hühnerzucht, wir hüten die Scholle. Und einmal kommt mein Herr Sohn, der beim Film die Zeit totschlägt, als verlorener Sohn heim, und einmal wird der Herr Schwiegersohn den Pleitegeier bei seiner Partei hocken sehen und mit Familie hier Zuflucht suchen. Dann können sie hier alle lernen, daß der Mensch arbeiten muß.“

Antworten auf solche Reden waren schon oft erfolglos gegeben worden. So schwieg Ulla. Sie hörte noch lange dem Nachtlied der rauschenden Ulmen vor dem Hause zu. Und bedachte trostlos: Wer würde uns ein wenig Geld zur Freiheit leihen? Und wußte seufzend: Nur ein Mann konnte ihr die Freiheit bringen. —

Am nächsten Morgen ging der Vater wieder dem Briefträger entgegen und kam enttäuscht zurück. Und so noch Tage lang. Dann verreiste der Vater wie jeden Novemberanfang zum Geburtstag seiner einzigen Schwester, die einige Stunden weit fort in einem Damenstift lebte. Ulla hatte nun die Gutsaufsicht. In einem feuchten Lodenmantel stand sie nachmittags auf dem Hof, als ein eleganter Tourenwagen die schlechtgepflegte Einfahrt nahm. Ehe Ulla dem Führer zurufen konnte, er sei falsch gefahren, entstieg dem Wagen eine sehr elegante, wohl konservierte Dame Ende der Vierziger. Ulla war es, als habe sie das Gesicht schon gesehen, einst, in der Kindheit. Da begrüßte die Fremde sie: „Nun, Ulla, kennst Du Tante Gerda nicht mehr?“ — Tante Gerda? Eine weitläufige Verwandte von Papa. Und der war nun gerade verreist. Das weltgewandte Wesen der Tante besiegte rasch Ullahs Verlegenheit. Leben lief plötzlich durch das alte Haus. Holzscheite krachten im Gastzimmerofen. Und aus dem Auto kam nicht nur Gepäck, sondern auch ein herrliches kaltes Abendbrot. „Nur, damit man Zeit für mich hat“, lachte der Gast. Sonderbar rasch fühlte sich Ulla mit dieser Tante vertraut. Vielleicht tat auch der ungewohnte Sekt seine Wirkung. Und die Tante bot herrliche Zigaretten an, sie entlockte dem alten Klavier etwas moderne Musik. Kurz, es war ein ganz anderes Zimmer, ein ganz anderes Haus. Ulla, die erst Zurückhaltung üben wollte, wurde von dem lebhaften Wesen der so vornehm und fast noch jugendlich wirkenden Frau fortgerissen. Und sagte plötzlich in das alte Zimmer hinein alles, was sie lange hatte verschweigen müssen. Ihre Sehnsucht nach der Welt, nach Betätigung, nach dem Studium, nach Freiheit. „Wo möchtest Du denn studieren, Ulla?“ — „In Heidelberg“, antwortete Ulla und errötete. Denn dort war Wolfgang. Dozent, ach, ein armer Dozent, der keine Reisen machen, sondern nur manchmal schreiben konnte. Was sollen arme junge Leute sonst tun? Tante Gerda lächelte. Und sie war so taktvoll, das alte Gastzimmer mit seiner feuchten Luft gemütlich zu finden. — Beim Frühstück sah die Tante nicht ganz so jugendlich aus. Aber ihre Laune war sehr frisch: „Ueberlaß der Magd die Küche, Ullah, ich muß mit Dir reden. Dein Vater kommt wohl mittags zurück?“ Sie lachte: „Ich weiß, daß er immer zum Geburtstag der Stiftsdame fährt. Darum bin ich ja jetzt hier. Ich wollte Dich kennen lernen, Ulla. Ja, sogar, ich wollte Dich recht kritisch betrachten. Also, Kind, Du kannst schon zum Wintersemester nach Heidelberg. Abgemacht!“ Sie lächelte überlegen und seltsam. Ullah antwortete gequält: „Aber, Tante Gerda, Papa erlaubt es ja nicht. Und ich kann den Verbitterten, Vereinsamten nicht allein hier in der Oede zurück lassen.“

Frau Gerda Wulffen sah einen Augenblick auf ihre Witwenringe. Dann sagte sie ruhig: „Ich werde mich mit Deinem Vater verheiraten.“

Ullah öffnete die Lippen, aber sie wußte wirklich keinerlei Worte: „Nun, Ulla, sei nicht so entgeistert. Du wirst mir ja wohl nicht zutrauen, daß ich Deinem Vater einen Heiratsantrag mache. Er hat mir zuletzt vor vierzehn Tagen geschrieben. Begreifst Du, Kind, ich schätze ihn hoch, und in der frühen Jugend war da eine kleine Verwandtenneigung. Für eine Frau meines Alters will es überlegt sein, nochmal zu heiraten und so in die Stille zu gehen. Doch, nun habe ich Dich kennen gelernt, und ich finde, Dein Platz ist jetzt in der Welt und meiner hier. Ich bin eine wohlhabende Frau, und Deines Vaters Dinge sind dann die meinen. Du sollst frohe Studienjahre haben und keine materiellen Sorgen. Und nun gehe zum Auto, fahre spazieren. Es wird das Rechte sein, ich sehe Deinen Vater, für den Euer Einspänner schon zur Bahn fort ist, erst allein.“

Ulla war wie betäubt. Sie wußte nichts zu sagen. Sie beugte sich nur tief herunter und küßte Tante Gerdas Hände. Frau Wulffen aber schob ihren Arm in den Ullas, ging mit ihr auf den Flur, hüllte sie in ihren Fahrpelz, brachte sie zum Auto.

„Für heute fährst Du nur ein kleines Stündchen in die Freiheit, Ullamädchen. Bald aber steht Dir die Welt offen.“

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

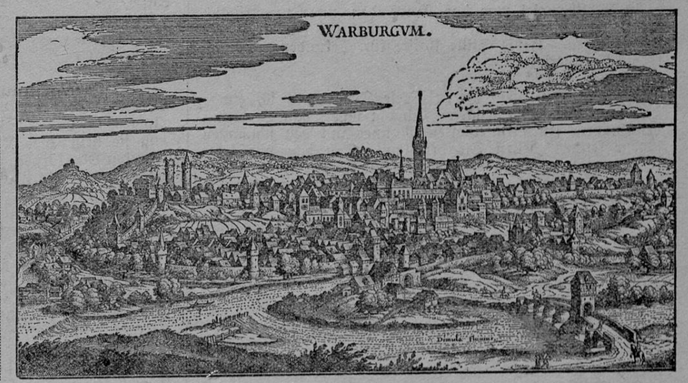
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 84 — 19. Oktober 1929 — 4. Jahrgang

Schwarze Rosen

ROMAN VON FRED NELIUS

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA.

7. Fortsetzung.)

Der Anwalt griff noch einmal in die Zigarettenschachtel. Als die Zigarette brannte, drehte er den Kopf zu Waltherspiel herum.

„Darf ich ein paar Fragen an Sie richten, Dr. Waltherspiel?“ sagte er.

„Bitte, fragen Sie.“

„Könnten Sie mir bitte sagen, ob sich unter den Bekannten Ihres Bruders wohl ein Herr mit kurzem Backenbart befunden hat? Jemand, der sich diesen vor dem Tode Ihres Bruders schneiden und rasieren ließ?“

Verständnislos hob Waltherspiel die Augenbrauen. „Nein.“

„Ich will mich mehr verständlich machen,“ sagte Spannhof. „Ich habe mir die Sachen geben lassen, die der Täter vor dem Mord getragen und nachher im Dienerzimmer aufgehangen hatte. Sie waren neu und kurz vorher gekauft. Ich möchte daraus schließen, daß der Mörder einem andern Stande angehörte, wie er nach dem Aussehen seiner Kleidung glauben machen wollte. Für diese Hypothese spricht ja auch die ganze Atmosphäre, die die Tat umgibt. Aber es gelang mir, etwas an den Sachen zu entdecken, was die Nasen der Herrn Richter noch nicht finden konnten. Nun und was, mein Herr? Eine beinah unscheinbare Winzigkeit. In dem dicken Stoff des Ulsterärmels — unten ganz am Rande — steckten ein paar kurze Haare, wie sie nur am Kinn und nicht am Schädel eines Mannes wachsen können. Ohne Zweifel sind sie vom Friseurtuch abgerutscht. Der Mörder hat sich vor der Tat den kurz gehaltenen schwarzen Vollbart schneiden und rasieren lassen. So weit sind wir also, Dr. Waltherspiel.“

Himmel Herrgott . . . dachte Waltherspiel. Für Sekunden zuckte die Mephistofratze mit dem kurz geschnittenen Vollbart Lucchesinis vor ihm auf. Aber Lucchesini trug den Spitzbart noch. Dann die glatte Maske Madernburgs. Immer wieder Madernburg. Ob er früher einen Bart getragen hatte? Ah . . . wenn das — — welche Möglichkeiten . . . welche Möglichkeiten — —

Waltherspiel erhob sich. „Was Sie mir da sagen, ist von größter Wichtigkeit, Herr Dr. Spannhof. Mehr . . . es will mir von so eminenter Wichtigkeit erscheinen, daß ich nur das Ungeschick des Mörders nicht begreife — — —“

Aber Spannhof schob den Einwand mit der Hand zur Seite. „Ach, um Gottes willen, sagen Sie nicht das, mein Herr. Die ganze Tat ist wundervoll durchdacht und angelegt. Sie ist ein kriminelles Meisterstück sogar. Aber Zufallsdinge kann man vorher nie in Rechnung stellen. Bemerken Sie, da ist noch eine zweite Sache, die von Oswald Machwitz fort auf eine andere Fährte weisen müßte. Ihr Herr Bruder hatte einen großen und sehr scharfen Hund. Er ist am gleichen Tage wie sein Herr erstochen worden. Wir müssen uns die Dinge, die sich an dem Mordnachmittag zugetragen haben, folgerichtig vor die Augen stellen. Nehmen wir zunächst die Hypothese Machwitz. Wenn er in der Maske eines Dieners eingedrungen wäre, hätte sich der Schäferrüde durch den Fremden täuschen lassen?“

Waltherspiel verneinte.

„Bei der ersten agressiven Handbewegung gegen Ihren Bruder wäre ihm der Rüde an den Hals gesprungen. Ihr Herr Bruder, der mir als sehr stark und muskulös geschildert wurde, hätte ihn gemeinsam mit dem Hund bewältigt oder — hätte flüchten können. Das ist klar, mein Herr?“

„Gewiß.“

„Item ist der Mörder mit dem Hund vertraut gewesen. Der Schäferrüde ließ ihn, ohne ihn zu stellen, ein. So weit ist die Sache ziemlich klar. Was nun noch kommt, ist ungewiß. Vermutlich ist zunächst Ihr Bruder durch den Dolch ins Herz getroffen worden. Hiernach hat der Hund den Mörder packen wollen. Nein — er packte ihn. Wie ein ritterlicher Kämpe ist er erst nach schwerem Kampf erstochen worden.“

Waltherspiel begann das Herz zu schlagen. „Dann, Herr Spannhof, hätte man auch an dem Täter Spuren dieses Kampfes finden müssen.“

„Richtig.“

„Und . . .?“

Wieder fing der dicke Mann zu lachen an. „Die Spuren dieses Kampfes saßen an den Händen. Der Täter hatte sie durch Handschuhe überdeckt. Das ist furchtbar einfach — was? Als der Hund den Mörder anfiel, hat er ihn am Hals gepackt. Ohne Zweifel ist der Mörder dabei in die Hand gebissen worden.“

Also muß er Narben an den Händen getragen haben, dachte Waltherspiel. Ich werde darnach forschen. Nach den Narben und . . . wer einen Spitzbart vor dem Morde hatte.

Plötzlich hielt er in dem Auf- und Abgehen durch das Zimmer inne. Er stand dem Anwalt gegenüber vor dem Tisch und hielt sich mit der einen Hand am Tischrand fest.

Fortsetzung folgt.

Neben Kugellagers. Neben ihm

Der Tisch fing an zu beben. Waltherspiel erhob die Stimme.

„Ohne Zweifel ist der Oswald Machwitz schuldlos," sagte er fast heiser. „Ich neige zu der Ansicht, daß man nach dem Mörder — — hier im Kreise Rinkstedt suchen müßte."

Spannhof hob die schwere Hand und ließ sie wieder fallen. „Ich weiß es."

In Waltherspiel war das Empfinden eines unerträglich wehen Eingriffes. Seine Stirnhaut spannte sich, als wolle sie zerreißen. Hohle Stille klaffte für Sekunden. Danach fragte Waltherspiel:

„Und — wer?"

„Warten Sie, mein Herr. Diese Frage will ich etwas später an Sie selber richten. Ich bin sicher, daß Sie dann den Namen jenes rätselhaften Mannes mit den schwarzen Rosen kennen, dessen Steckbrief wir schon jetzt wie folgt fixieren wollen: Engerer Verkehrskreis Ihres toten Bruders . . . groß, schlank . . . bis zum Ausgang des verflossenen Jahres dunkler Spitzbart . . . Narben, die von Hundebissen stammen, an den Händen . . ."

„Und — der Gatte einer hübschen Frau. Alles dreht sich um die Frau, Herr Dr. Spannhof." Waltherspiel sprach wie im Traum . . . mit der hölzernen und blutentleerten Stimme eines Fieberkranken.

Wieder hob der Anwalt seine Hand zur halben Höhe.

„Möglich . . . sicher, daß sich alles darum dreht. Nur — — — die Hypothese Frau ist zweifelhaft, mein Herr. Es könnte sich um Rache wegen einer Frau, Geliebten oder Braut — ja vielleicht auch wegen einer Tochter handeln."

Der Tisch, auf den sich Waltherspiel mit beiden Händen stützte, bebte stärker. Waltherspiel empfand, daß eine Welle Haß zu diesem dicken Mann emporstieg und ihm seine Ruhe raubte.

„Nein —." Plötzlich unterbrach er sich. Er brauchte Zeit. Es hatte keinen Zweck, schon heute über das zu reden, was ihm auf der Seele brannte. „Ich werde Ihnen in den nächsten Wochen Nachricht geben" sagte er.

Der Anwalt neigte seinen Kopf. „Sie würden mich zu großem Dank verpflichten. Nur — —" Er zögerte sekundenlang. „Ich bitte zu bedenken, daß für jede Stunde, die versäumt wird, mein Klient mit Frau und Kindern schuldlos leiden müssen."

„Jeder kann nur seine Pflicht erfüllen, Dr. Spannhof Ultra posse nemo obligatur."

„Das ist falsch, mein Herr. Jenseits trockener Pflichterfüllung steht der Einsatz der Persönlichkeit. Erst mit ihr beginnt der Wert der Arbeit."

Waltherspiel hob seine Schultern. „Und die Grenze zwischen Schwärmerei und praktischer Vernunft. Ich liebe Schwärmer und Phantasten nicht. Häufig sabotieren sie die besten Ziele."

Der Anwalt machte eine resignierte Handbewegung. Er erhob sich. Der Anflug eines müden Lächelns kroch um seine dicken Lippen.

„Ohne Zweifel," sagte er. „Schwärmer sind schon deshalb zu verspotten, weil sie meistens um die Sache anderer leiden müssen."

Er nahm Abschied und verließ das Zimmer. Sein Gesicht war gramvoll und von bitterem Spott zerrissen. — — —

8.

Waltherspiel rief telephonisch Steinpleis an.

Der Diener war am Apparat. Dann kam Erika Labuhn.

„Bitte . . .?"

„Waltherspiel. — Königin der guten Geister? — Gebeneites Steinpleiß. — Sagen Sie, mein gnädiges Fräulein, ob Sie nicht einmal Dämonen hier in Bischofswerda bannen könnten? Und in mir? Zunächst in mir. Nun . . .? Meine Seele röstet."

Helles Lachen klirrte durch das Telephon.

„Dämonen . . .? Oh . . . Welche bitte?"

„Weltschmerz glaub' ich und dann Langeweile."

„Weltschmerz kommt von Langeweile, lieber Freund. Gut Vertreiben wir. Nur Sie müssen sich hierher bemühen, Dr. Waltherspiel."

„Wenn ich darf . . . heute noch."

Waltherspiel bestellte sich den Wagen mit den beiden Juckern. Nicht das Auto. Waltherspiel nahm selbst die Zügel. Sonne wärmte heute, ja sie brannte fast. Der letzte Schnee war weggeschmolzen. Kiebitze gaukelten an feuchten Wiesenrändern. Auf den Stoppeln und den grünen Wintersaaten, überall, wohin man schaute, gab es Hasenhochzeit. Ueberall erwachte in dem Glanz der Sonne neues Leben. Gelbe Butterblumen hoben ihre Köpfe. In den Gräben quakten Frösche. Fern vom Latscher See erklang der geisterhafte Werberuf der Haubentaucher.

Waltherspiel hob suchend seine Augen. Drüben, weithin über kahle Wipfel ragend, lag der Zinnenkranz vom Schlosse Latsch.

Madernburg muß Narben an den Händen tragen, dachte Waltherspiel.

* * *

Erika Labuhn durchschritt die Halle. Langsam und sich wiegend. Der weite Rock des Stilkleids bauschte sich und zippte hin und her. Zum erstenmal seit ihrer Ankunft trug sie heut' dies Kleid. Die Taille lag ganz glatt an schlanken Oberkörper. Hals und Büstenansatz waren an dem tiefen Ausschnitt sichtbar. Die Arme nackt. Und dünne Perlenschnüre liefen über Schultern und die Achseln.

Labuhn saß am Kamin. Vor ihm Waltherspiel. Beide standen auf. Waltherspiel verneigte sich. Er lachte.

„Majestät . . ."

Kurz und kräftig war der Händedruck von Erika. Kühl und weich war ihre Hand.

„Hübsch, daß Sie nun endlich kommen, Dr. Waltherspiel. Und Dämonen . . . hieß nicht einer Ihrer Weltschmerz?"

„Hieß. Sie sind ausgerissen, als ich Steinpleißer Gebiet erreichte."

Der Domänenrat sah seine Tochter an. Er schmunzelte. Leise strich er ihren Arm entlang . . . von der Schulter bis zum Handgelenk.

„I der Deibel, bist du heute hübsch, Margellchen. Und . . ." Seine Augen glitten von den Perlenschnüren über Taille und das Kleid. Er wollte sagen: „und so feierlich." Langsam drehte er den Kopf zu Waltherspiel hinüber. „Setzen wir uns wieder, Dr. Waltherspiel."

Feine Röte stieg in Erikas Gesicht. Sie dachte daran, daß sie vorhin lange an dem Spiegel stand. Daß sie ihre Arme hochgehoben, sie nach seitwärts ausgestreckt, dann die Hände hinter ihrem Kopf gekreuzt. Jede Linie hatte sie geprüft . . . den Lauf der blauen Adern . . . das Spiel des Lichtes auf der weißen Haut

„Natürlich bleibt Herr Dr. Waltherspiel zum Essen," sagte der Domänenrat.

* * *

Im Speisezimmer saßen sie zu Vieren um den runden Eßtisch. Der Vierte war der Steinpleißsche Inspektor, Hauptmann Stobenhoff.

Labuhn erzählte von dem Arbeitstage. Von der Forstwirtschaft. Von Kultur des Bodens einst und heute. Von Motor- und Raupentreckern.

Waltherspiel sah wie die feinen Züge Erikas im Licht der Lampe standen . . . sich im edlen Gleichmaß einer Gemme hoben.

„Heute Mittag war ich auf dem Eichenvorwerk," sagte der Domänenrat. „Die Trecker sind wie immer glänzend im Betrieb. Schaffen doppelt wie die Pfärrde. Eine wahre Freude ist es, Stobenhoff. Uebrigens, verstehen Sie ein bißchen von der Landwirtschaft, Herr Doktor Waltherspiel?"

„Leider gar nichts."

„Schade. Stobenhoff, da fällt mir ein . . ." Er wandte sich zu dem Inspektor „. . . auf Schlag 18 zwischen Ulmenweg und Brache hat doch wieder so'n verflixter Lausekärrel die Saatkartoffeln, unsere Centifolia, zerritten. Wer . . .? Stobenhoff, ich weiß noch nicht . . ."

„Wenn du's noch nicht wissen solltest, Vater: Die Baronin Madernburg."

Erika sprach scharf . . . gegen ihre Art erregt.

Labuhn war still. Die Schläfenader an der Stirne schwoll.

„Waren Sie mit Madernburg in Latsch, Herr Doktor?" fragte Erika.

„Neulich, gnädiges Fräulein."

Erika sah ihren Vater an. Labuhn trank seinen Rotwein aus. Danach gab er leise einen Auftrag an den Diener.

Waltherspiel schob spähend seinen Blick zu Erika herüber. „Ich weiß nicht," sagte er. „Ich habe das Empfinden, daß ich Madernburg schon irgendwo und irgendwie getroffen habe. Das ist seltsam — wie? Ich grübele hin und her. Mein Gott . . . ich bin so viel gereist. Vielleicht . . ob er früher einen kurz gehaltenen Spitzbart hatte?"

Er hatte das Empfinden, daß die Züge Erikas um einen Schatten blasser wurden. Ihr Gesicht vereiste. Sie hob die bloßen Schultern etwas in die Höhe.

Fortsetzung folgt)

Das Wunder von Mirissa.

Skizze von Joh. Edward Brandt.

Die wegen ihrer Färbung einzigartige und darum unschätzbare Perle habe ich in Frankfurt an dem linken Ringfinger des Fräuleins Hanna von Rothschild gesehen. Diese nun längst verstorbene und damals über Goldmillionen gebietende Dame hat mir die phantastische Geschichte ihres Kleinods erzählt:

„Es war in den fernen Tagen Cutta Rajas, da die unerschöpflichen Bänke von Manaar noch nicht der britischen Regierung gehörten und als es noch einen eingeborenen König am Lotosteich in Kandy gab.

Mem Barisch ist eine seiner Lieblingsfrauen gewesen, und Admi, der Sechzehnjährige, hatte ihr die süße Milch der Kokos zu reichen, wenn Ceylons Sonne wie eine tollgewordene Wespe stach.

Nur der schlanken Kitul war Admis Wuchs vergleichbar, und ein schwarzgelockter Kopf mit goldgelbem Schildpattkamm krönte den kupferfarbenen Körper, der sich unter indischem Himmel von den hellgrünen Pisangstauden der königlichen Gärten wie das Meisterbild hellenischer Schöpfung hob.

Aus Weligama, dem kleinen Fischerdorf im äußersten Süden der Zauberinsel, war der braune Adonis an den Hof gekommen und hatte die in der Heimat spielend erworbenen Künste und Fertigkeiten in das Hochland von Kandy gebracht.

Admi schien von Buddha Gotama selber gefeit. Denn unerschrocken, der furchtbaren Gefahr des Kaimans spottend, schwamm er wie eine Forelle, tauchte unter wie ein Otter und brachte die von Cutta Raja in den Lotosteich geworfenen Kostbarkeiten wieder herauf. Zum tiefen Kummer und Leide Mem Barischs, die diesen waghalsigen und grausamen Veranstaltungen des Königs beizuwohnen hatte und ihren Liebling immer schon zwischen den Zähnen der Krokodile sah.

Das Fest der Perahera war gekommen, und zusammen mit den in goldgelbe Seide gekleideten Priestern weilte Cutta Raja im Tempel des Heiligen Zahns.

Da trat Admi, die Schale mit dem köstlich erfrischenden Tranke der Palme in seiner Rechten haltend, unter die blühende Talipot. Sein Blick fiel in das tiefschwarze Auge der singhalesischen Favoritin, und im Ton der Sorge kam es von Admis Lippen: „Warum weinst Du, Mem Barisch?"

Schluchzend traf ihn die heißgeliebte Stimme: „Oh Admi, mein Freund! Ich habe die große Perle verloren, die mir Cutta Raja, der König, am Abend unserer Vereinigung als Angebinde gab."

„Das Wunder von Mirissa?" stammelte Admi entsetzt.

Traurig nickte Mem Barisch mit dem Puppenköpfchen, und Admi starrte eine Weile ratlos vor sich hin.

Aber schließlich schien er einen Ausweg gefunden zu haben, denn er sagte: „Du hast Glück im Unglück, Mem Barisch, weil Dem Verlust mit dem Feste der Perahera zusammen fällt!"

„Wie meinst Du das, Admi?"

„Nun, so höre! Der große Tempelelefant von Kandy ist krank geworden, Mem Barisch. Er dürfte den heiligen Schmuck des Festes heute zum letzten Male getragen haben. Noch an diesem Abend, bevor die Nacht auf den Adamspic fällt, geleiten ihn die Priester des Buddha unter Cutta Rajas Führung zum Todesgang in den Urwald. Wochen werden ins Land gehen, bis der König von der Jagd nach einem neuen Elefanten zurück kehrt. In dieser Zeit will ich die Perle gefunden oder aber für Dich den Tod erlitten haben, Mem Barisch, denn die Felsen Mirissas, auf deren Klippen die Muscheln wachsen, sind mir vertraut!"

Stumm, von solcher Bereitschaft vollkommen überwältigt, drückte Mem Barisch Admis Hand.

Und da die Dämmer der Nacht aus den Lotoskelchen des königlichen Teiches stiegen, entwich Admi gleich dem Schatten einer Pantherkatze aus Kandy. —

Kupferfarben und wie aus Bronze gegossen, stand auf Mirissas Klippen der Ephebe. Verlangend schlug des Meeres Gischt zu diesem Wunderwerk indischer Mutter Natur hinauf. Nun stieß er beide Arme gen Himmel und flog, sich mit einem Sprunge von dem Felsen der Küste lösend, gleich einem von der Sehne des Bogens abgeschickten Pfeile in das Meer. Die soeben noch tief eingesogene balsamische Luft wie ein Geizhalz in seinem bis zum Rande gefüllten Lungen zurück haltend, ließ sich Admi sinken, bis sein Fuß auf einem Vorsprung der in den Ozean hinaus ragenden Klippe Halt fand. Jetzt öffnete er die Augen, um sie rasch vor der hereinbrechenden Salzflut wieder zu schließen. Ein Gefühl des Triumphes schwellte seine Brust, die doch hier nicht atmen durfte, um des Widerstandes Kraft nicht vor der Zeit zu verlieren. An dem Felsen, wo er glücklich Fuß gefaßt hatte, klebten die kostbaren Muscheln zu Hauf.

Wieder öffnete Admi die Augen. Diesmal behutsamer, in schmalem Spalte, blinzelnd, den empfindlichen Apfel nach Möglichkeit mit dem Lide schützend. Sein Blut erstarrte für einen Augenblick. Ein Ungeheuer der Tiefe strich mit stacheliger Flosse dicht an ihm vorüber. Aber der süße Gedanke an Mem Barisch und deren Not gab ihm neuen Mut.

Sein Auge suchte mit der Kraft des Beute witternden Milans. Und dort . . . gerade unter seiner freien Rechten . . . war's denn möglich? Wiederholte sich für ihn Mirissas Wunder? . . . Langsam, des Meeres Nahrung unersättlich in sich aufzunehmen, öffnete sich die breite Schale der Perlmutter. Admis Finger durchwühlten den Schleim, sein scharfer Blick hatte ihn nicht getäuscht . . . groß und rund und hart lag sie in seiner Hand. Aber . . . Was war das?

Gerade in dem Augenblicke, da er die Hand mit dem unschätzbaren Funde zurück ziehen wollte, hatte sich die Muschel ruckartig geschlossen, eine Zange, eine Klammer von Eisen, eine Angel, die ihn, den rettungslos Verlorenen, in des Ozeans Tiefen fest hielt.

Was nun geschah, erfolgte vollkommen instinktiv. Ohne Gedanken an Mem Barisch' Schicksal und ohne Erinnerung an das heilige Versprechen, das er der Heißgeliebten bei seinem Abschied von Kandy gegeben hatte: Das Messer, das Admi, um für alle Fälle gewappnet zu sein, krampfhaft zwischen den Zähnen gehalten hatte, fuhr mit der Schnelligkeit eines Blitzes über die drei Finger seiner gefesselten Hand. Es war haarscharf geschliffen. Und einem kleinen, roten Wölkchen folgend, stieg des Singhalesen Körper langsam hinauf.

Mit verstümmelter Hand und bewußtlos! So haben ihn Mirissas Perlenfischer von der Klippe aufgelesen, und kein Sterbenswort von Admi und seinem Schicksal ist je wieder an den Königshof nach Kandy gelangt. Es sei denn die Sage von einem bettelnden Mönche, der jahrelang die Schale, des Reises milde Gabe aufzufangen, zwischen Daumen und kleinem Finger hielt.

Cutta Rajas Aufenthalt im Hochgebirge von Ceylon zog sich Monate hin.

Als er wiederkehrte, konnte ihm Mem Barisch das Wunder von Mirissa, nach der er stets ängstlich zu fragen pflegte, in Tat und Wahrheit zeigen. Denn die Fischer aus Weligama hatten ihr eine neue Perle als Geschenk an den Hof gebracht.

Betroffen schüttelte Cutta Raja beim Anblick des Kleinods das königliche Haupt.

„Die Perle ist während meiner Abwesenheit rot geworden, Mem Barisch!" Das war alles, was von seinen Lippen kam.

Mem Barisch aber starb am folgenden Tage; welchen Todes ist niemals bekannt geworden.

Theorien.

Doktor Gall, der berühmte Erfinder der Phrenologie — jener Kunst, aus Beulen und Vertiefungen am Schädel eines Menschen alle seine Charaktereigenschaften zu erkennen —, hatte Gelegenheit, an den Insassen einer Pariser Irrenanstalt Studien zu machen.

Immer besser stimmte seine Theorie mit der Wirklichkeit überein, bis er plötzlich vor dem einen Kranken überrascht innehielt. Hier schien nun seine Theorie nicht mehr zu stimmen: erstaunt konstatierte er an dem Kopf alle Zeichen eines normalen Menschen, eines Menschen sogar von hoher Intelligenz, durchdringender Geistesschärfe und starken Erwerbssinn.

„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte der Gelehrte den glücklichen Besitzer des sympathischen Schädels. „Sie scheinen doch ganz gesund? Ihr Schädel ist durchaus in Ordnung!"

„Kein Wunder", war die schnelle Antwort, „Sie müssen nämlich wissen: in der Revolution hat man mir meinen richtigen Kopf abgeschlagen, und seitdem trage ich einen anderen."

So stand Theorie gegen Theorie.